

# Die Radiopredigten

Auf Radio SRF 2 Kultur und Radio SRF Musikwelle gehört, zur Ergänzung notiert. Es gilt das gesprochene Wort

Li Hangartner, röm.-kath.

4. August 2013

## „Meine Seele hört im Sehen“

Psalm 104

Liebe Hörerin, lieber Hörer,

wenn diese Radiopredigt ausgestrahlt wird, bin ich mitten in den Ferien, in der Toscana. Ferien. Ich habe lange darauf gewartet.

Ferien, das heisst für mich: Zeit haben. Nichts drängt mich, der Alltag rund um Arbeit und andere Verpflichtungen fallen weg; ich habe Musse zu verweilen, die Schönheiten der Natur zu betrachten, bis in die frühen Morgenstunden ein Buch zu lesen, weil ich nicht um halb sieben schon wieder aus dem Bett muss. Ferien sind eine Zeit, in der ich mich verlocken lasse von dem, was um mich ist. Wo ich einmal gefasste Pläne für den Tag über den Haufen schmeissen kann.

Ferien, das ist für mich auch Einübung ins Sehen: die Silhouette eines Baumes vor der untergehenden Sonne, die spielenden Kinder auf der Strasse, die Wolkentürme vor einem Gewitter.

Über diese Kunst des Sehens möchte ich heute sprechen. Wir in der Schweiz leben ja in einer Welt, in der das Auge viel zu tun hat; in einem Land, das immer zum Augenaufreissen ist vor lauter Schönheit. Mein norddeutscher Mann behauptet, Gott habe die Schönheit dieser Welt sehr ungleich verteilt und die Schweiz unangemessen bevorzugt.

Eine berühmte Händel-Arie spricht von den Augen der Seele, die in der Schönheit der Schöpfung das Lob Gottes hören; Augen also, die mehr können als sehen und fixieren; die sogar hören können, nämlich das Lob Gottes im Lachen der Natur.

Ich zitiere ein paar Verse aus dieser Arie:

*Meine Seele hört im Sehen,  
wie, den Schöpfer zu erheben,  
alles lacht, alles jauchzet,  
alles jauchzet, alles lacht.  
Höret nur!*

*Des erblühenden Frühlings Pracht  
ist die Sprache der Natur,  
die sie deutlich durchs Gesicht  
allenthalben mit uns spricht.*

Statt Frühling können wir auch sagen: Des erblühenden Sommers Pracht – der Sommer, der mit all seiner Kraft in den vergangenen Wochen über uns eingebrochen ist, endlich!

Die Natur ist nicht stumm, sie lacht, sie jauchzt, sie hat eine Sprache, Gott zu loben und mit uns zu sprechen. Ihre Schönheit und ihr Reichtum sind ihre Sprache und ihr Lied, die „sie deutlich durchs Gesicht allenthalben mit uns spricht“, wie es in der Arie heisst. Das Auge, das die Schönheit sieht, ist das Hauptorgan der katholischen Tradition – im Unterschied zur jüdischen und protestantischen. Jüdische und protestantische Kulturen sind eher Ohrenkulturen; eher Hör- als Sehkulturen, misstrauisch gegen die Augenschönheiten und misstrauisch gegen die Natur. Die Augen sind für die Bibel da, in der man das Wort Gottes liest. Man traut den Augen dort nicht ganz. Augenschönheiten können verführen und ablenken. Erst in der Erfüllung der kommenden Welt, wo wir Gott sehen von Angesicht zu Angesicht, sehen wir endlich klar und nicht nur im Spiegel. Die protestantische Skepsis gegen die Blendwerke hat sicher ihr Recht und ist eine Stärke des Glaubens. Aber ich bin zu katholisch, um dieser Skepsis alles Recht zu geben. Ich lobe mit der Händel-Arie die Augen, die sehen und die im Sehen des Lobes fähig sind.

Händel hatte offensichtlich solche katholischen Augen. Er sieht des Frühlings Pracht, er sieht das Lachen der Natur. Seine Seele hört im Sehen.

Was ist das für ein Sehen, das Händel hier übt und preist?

Er nimmt das, was er sieht, die Natur, nicht wie ein neutraler Beobachter war. Er sieht nicht mit dem Auge einer Kamera, die besitzergreifend abfotografiert. Die Fotografinnen mögen mir verzeihen, wenn ich ihnen Unrecht tue.

Händel sieht nicht berechnend – den Baum als Holz, das man verkaufen kann, oder den Fluss als Transportweg. Sein Sehen ist gleichzeitig ein Lob der Dinge, nicht das Lob der Verwendbarkeit der Dinge. Das Auge Händels lobt den Baum und seine Blüten, das Wasser und seine Schaumkronen, weil sie sind, nicht weil man sie verwenden und verkaufen kann. Wo die Menschen nur Herren, Benutzer und Verfüger über die Natur sind, da geht ihnen diese lobende Sehkraft verloren.

Die Natur, der ich mich ohne Herrschafts- und Benutzerabsichten nähere, heilt. Sie lässt wenigstens für einen Augenblick die Fragen des Zweifels verstummen. Die Schönheit der Natur, die über sich selbst hinausweist, ist eine Art Vorschule des Glaubens. Wenn ich an einem klaren Frühlingshimmel einen Zug Kraniche nach Norden ziehen sehe, dann frage ich nicht mehr, dann staune ich. Staunen ist vielleicht das Herz der Frömmigkeit. Wenn ich ein Blatt im Wind tanzen sehe und wenn ich einen Sonnenaufgang über dem See erlebe, dann heilt es meine Zerrissenheit, wenigstens für Stunden.

Die Natur heilt, weil sie den Blick von uns selbst ablenkt. Sie lehrt uns Ruhe, Schönheit, Langsamkeit, Endlichkeit und unsere eigene Sterblichkeit. Sie lehrt uns Zeiten, Grenzen und Rhythmen. Sie lehrt uns Loben. Übrigens gehen die Wörter loben, lieben und glauben auf denselben Wurzelstamm zurück. Loben hat etwas mit lieben zu tun, und loben und lieben etwas mit glauben.

Die Herren und Verfüger über die Natur könnten die Kunst des Lobens verlernen und damit vielleicht auch die Kunst des Liebens und des Glaubens. Das lobende Sehen ist das liebende und respektierende, achtende Sehen. Ich möchte ein altes Wort gebrauchen: das ehrfürchtige Sehen.

Das Loben ist gar nicht so einfach. Nicht nur deshalb, weil wir die Natur so respektlos behandeln. Man muss das Lob auch in die Dinge hineinlesen. Es können Menschen durch einen Wald gehen und nichts sehen. Sie können an einem Wasser sitzen und sein Murmeln nicht hören. Sie können die Schönheit einer Blume sehen und nicht entzückt sein. Es lobt sich nicht von allein. Ein berühmtes Sommerlied von Paul Gerhardt beginnt mit dem Satz: „Geh aus mein Herz, und suche Freud!“

Ähnlich lese ich diese Aufforderung in den Psalmen, etwa im 104. Psalm, dem grossen Lob auf die Schöpfung. Er beginnt: „Lobe Gott, meine Seele. Wie gross bist du, bekleidet mit Hoheit und Pracht!“ Es ist eigentlich ein schöner Gedanke, dass Gott gelobt werden will wie ein Kind, das etwas sehr gut gemacht hat. Aber das menschliche Herz kann auch verstockt und blicklos in sich selbst hocken. Das Herz kann offenbar auch träge sein, in sich selbst eingekerkert, dass es die Schönheiten, die Ganzheit, das Gelingen des Lebens nicht wahrnimmt. So ruft Paul Gerhardt – übrigens ein grosser Evangelischer - seinem eigenen Herzen zu: Geh aus! Bleib nicht bei dir! Sieh von dir ab und von allem, was dich quält! Fang an zu sehen und fang an zu loben.

Gewiss, es gibt die Depression als Krankheit, die einen überfällt, gegen die man sich kaum wehren kann. Sie meine ich nicht, sondern jenen schwer zu beschreibenden Seelenzustand, den man in alten spirituellen Lehren *inertia* oder *acedia* oder *nausea* nannte. Diese drei Wörter heissen etwas ganz Ähnliches. Man könnte sie übersetzen mit Herzensträgheit, Lebensfaulheit, Lebenssekel.

Diese Haltungen gehören zu den Hauptsünden. Lebensfaulheit heisst: zu faul sein, um aus sich herauszugehen und die Freude zu suchen.

Herzensträgheit heisst: zu träge sein, um die Lobessprache der Natur zu hören und im Sehen das Lob Gottes zu hören.

Lebenssekel: die morbide Kunst, aus allem, was ist und uns umgibt, nur den Verfall und die Zerstörung herauszulesen. Nicht schreien und nicht jubeln können, nicht klagen und nicht loben können – das ist die Trauer jener, die nicht fluchen und nicht beten können. Trauern zu können ist eine hohe Kunst. Es ist die Fähigkeit zu sehen, was dem Leben fehlt und was ihm angetan wird. Nicht diese Trauer soll man verlernen. Wohl aber diese Grund-Trauer der selbstverliebten seelischen Stubenhocker, die eben nicht aus sich herausgehen können; die sich in ihrem süsslichen Missmut gefallen und unfähig sind zu hören, „wie den Schöpfer zu erhöhen, alles jauchzet, alles lacht“, wie es in der Händel-Arie heisst. Vielleicht ist dies das Problem einer satten Gesellschaft, die alles hat, was sie braucht; mehr hat, als sie braucht, und gerade in ihrem Überfluss die alte wundervolle Gabe der Dankbarkeit verlernt hat.

Wir sind – wenigstens ein Stück weit – auch für unsere Lebensfreude verantwortlich. Mit der Fähigkeit zur Freude ist nicht ewige Gutgelauntheit gemeint, nicht das grosse Gelächter.

Auch wenn wir genügend Grund haben, am Leben und an der Welt zu verzweifeln, übt sich der Glaube im Loben. Loben setzt voraus, dass wir im Einzelnen das Ganze sehen können, dass wir auch das sehen können, was noch nicht ist. Dass wir in der Schöpfung die Schöpferin sehen können, den Leben spendenden Urgrund alles Geschaffenen.

So wie Händel im Text der Arie das Lob Gottes der Natur von den Lippen liest. Wir hören die Arie zum Schluss. Sie ist besser als jede Predigt.

*Li Hangartner  
Wesemlinstrasse 13, 6006 Luzern  
li.hangartner@radiopredigt.ch*

*Auf Radio SRF 2 Kultur und auf Radio SRF Musikwelle um 9.30 Uhr (kath.) und  
um 9.45 Uhr (ref.)*

ISSN 1420-0155, Herausgeber: Katholischer Mediendienst, Reformierte Medien. Jahresabo per Kalenderjahr zu Fr. 45.-- als PDF-Datei. Einzel-Expl. im Kopie-Verfahren für Fr. 3.-- über Radiopredigt, Pf 1914, 4001 Basel. Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdruckes, jegliche Reproduktion sowie Übersetzungen bleiben vorbehalten. Bestellungen und Elektron. Versand: Radiopredigt c/o Reformierte Medien, Badenerstr. 69, Postfach, 8026 Zürich, mail: [abo@radiopredigt.ch](mailto:abo@radiopredigt.ch) Produktion: Reformierte Medien, Zürich